

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 26. September 1901.

Die Waisen.

Roman von Ella Haag.

(Fortsetzung.)

Wenn es auch nicht zu den Gewohnheiten Bröts gehörte, die Familie des Lehrers Ebrot täglich aufzusuchen, und er dieselbe überhaupt in letzter Zeit sehr vernachlässigt hatte, so zog es ihn heute so gewaltig hin, daß er nicht anders konnte, als der sehnennden Stimme seines Herzens zu folgen. Wie konnte er jemals der eiteln, oberflächlichen Paula das geringste Interesse schenken? Er fühlte erst jetzt, daß dies im Grunde auch niemals der Fall gewesen und freute sich, daß er sich auch nicht den geringsten Vorwurf machen konnte, durch irgend ein unüberlegtes Wort in dem Mädchen vielleicht Hoffnungen erregt zu haben, die zu realisiren er niemals imstande gewesen wäre. Die Häuslichkeit, das war alles, was ihn angezogen, anfangs auch ein Wohlgefallen an Paulas lustigem Wesen, das im Ballsaal allerdings ganz anders zur Geltung kam, als in dem Rahmen des nüchternen Hauses. — Wie wenig war das alles, wie schnellsten diese Reize federleicht empor gegen die süße Empfindung, die Maud in seinem Herzen geweckt. Das war ein Zauber, der ihn in sich selbst heiligte, erhob, zu allem Edlen begeisterte. —

Wie viel hatte er gelesen, gedacht und geträumt von der Liebe, ihre Macht belächelt, bezweifelt und jetzt? — Sein Herz stand fast still vor Seligkeit, nur einen Augenblick noch und der huschende Sonnenstrahl würde ihm aufleuchten, aber nicht mehr in der rauchgeschwärzten Küche verschwinden, er wollte ihn festhalten, um sein Leben, seine Zukunft zu vergolden.

Eine plumpe Magd mit groben, rothen Händen öffnete ihm mit mürrischem Gesichtsausdruck, denn ihr gefiel es in dem neuen Plaze ganz und gar nicht. Ernst sah oder glaubte vielmehr daraus zu erkennen, daß man die Unwürdigkeit der Behandlung Mauds eingesehen und dem holden Mädchen die ihm gebührende Stellung als Niemand des Hauses eingeräumt hatte. Ja, dieses gehobene Gefühl verstärkte sich noch, als er, das Wohnzimmer betretend, seinen dem Mädchen gesandten Blumenstrauß in der Mitte des Tisches prangen sah.

Man empfing ihn mit großer Freundlichkeit. Paula in ganz besonders gewählter Toilette; sie trug das Kleid, das sie seinerzeit der armen Maud abgenommen hatte.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden,“ sagte Paula mit einem vielsagenden Blick.

„Natürlich haben wir Sie heute erwartet,“ meinte Frau Ebrot. „Nun setzen Sie sich nur zu Paula und plaudern Sie mit ihr, ich muß in die Küche, das neue Mädchen ist von einer haarsträubenden Dummheit.“

„Ach, Herr von Bröt,“ flüsterte Paula.

„Was sie nur haben mag,“ dachte Bröt, „und wo bleibt Maud?“

„Sie befinden sich doch jedenfalls wieder ganz wohl?“ fragte der junge Mann, nur um überhaupt etwas zu sagen, denn ihm lag im Augenblick nichts ferner, als ein Interesse an Paulas Gesundheit.

„Körperlich fühle ich mich heute immer noch sehr angegriffen, aber seelisch namenlos glücklich,“ hauchte Paula mit einer ihr so lächerlich stehenden gezwungenen Sentimentalität, daß Ernst bald gelacht hätte, wäre seine Stimmung nicht zu sehr von Mauds Nichterscheinen beeinflusst worden.

„Nun, Ihre Gesundheit wird sich bessern, Fräulein Paula. Sie waren gestern etwas ärgerlich und haben jedenfalls Kopfschmerzen,“ meinte er leichtthin, „ein ganz probates Mittel ist der Migränestift, heilt er den Schmerz auch nicht, so kühlt er doch die Hitze und ist dadurch sehr empfehlenswerth. Sie besitzen doch jedenfalls dieses wirklich gute Vindermittel?“

„Allerdings. Ich glaube, er kugelt irgendwo herum.“

Er lachte. „Sie sollten auf den Wunderstift mehr Acht haben.“

„Ach gehen Sie doch mit dem dummen Zeug, sagen Sie mir lieber, was Sie heute Nacht geträumt haben?“

„Ich? — Nicht das Geringste, die Fülle meiner gestrigen Gedanken ließ mich lange wach bleiben und als ich endlich einschlief, war mein Schlaf ein traumloser und fester.“

„Auch ich lag die halbe Nacht wach. Erst gegen Morgen schlummerte ich ein,“ entgegnete Paula mit elegischem Augenaufschlag, „da hatte ich einen glücklichen Traum; ich trug weißen Atlas, Brillanten im Ohr, an Hals und Armen und stand als Braut in der Kirche am Hochaltar.“

„Was gefiel Ihnen da am besten, der Atlas oder die Brillanten?“ fragte er neckend.

Sie wollte zornig auffahren, allein sie bezwang sich; zu Mauds zartblauem Kleide paßte unbedingt nur dieses sanfte Wesen, auch zu ihrer Rolle als Kranke, denn sie mußte ihr gestriges, wie sie wohl wußte, ungezogenes Benehmen in dem Scheine eines körperlichen Unwohlseins rechtfertigen.

„Mir gefiel überhaupt nur der Bräutigam,“ sagte sie schwärmerisch, „denn er war das Ideal meines Lebens.“

„Ach, geben Sie sich auch mit etwas so Unreellem ab, wie mit einem Ideal?“

„Oh, es giebt Ideale, die zu Fleisch und Blut werden.“

„Ja, Sie haben Recht,“ fuhr er leidenschaftlich auf, denn ihm vergegenwärtigte sich Mauds Bild mit all' seinem bestrickenden Liebreiz, „es giebt im Leben Wesen, welche, indem sie uns den Himmel auf Erden öffnen, das Ideal überflügeln und wenn wir so verklärt im Glanze der Wirklichkeit das Ideal gefunden haben, dann sind wir auserwählte Selige schon auf Erden.“

Er reichte ihr freudig bewegt die Hand, ohne eine Ahnung zu haben, wie falsch sie ihn verstanden hatte.

„Das freut mich ja ungemein, daß wir von den gleichen Empfindungen beseelt sind. Ja, das Ideal,“ sagte er, mit Begeisterung das angeschlagene Thema verfolgend, „wie vielgestaltet tritt es in unser Leben, es zeigt sich uns in unserem Berufe, in der Kunst, in der Politik, im sozialen Streit, und wohl am herrlichsten in der Liebe!“

„Es ist nicht zum aushalten mit dem neuen Mädchen, sie kommt faktisch nicht vom Fleck. Ach, Herr von Bröl, der Dienstbotenwechsel ist auch eine jener Sorgen, welche nur uns Frauen aufgeladen sind.“

Frau Ebrot unterbrach mit dieser prosaischen Rede das Gespräch über das Ideal und zwar nach Paulas Ansicht sehr zur Unzeit.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, Sie sagen Dienstbotenwechsel. So viel ich weiß, hielten Sie doch gar keinen dienstbaren Geist!“

„Doch, die Maud.“

„Das Fräulein ist doch Ihre Nichte?“

„Ach, Du lieber Gott, als ob es darauf ankäme. In unseren Verhältnissen kann man keine Prinzessinnen ernähren und kleiden, da muß jedes verdienen, hat doch sogar meine Tochter für ein Geschäft gestickt. Allerdings habe ich es verboten, denn Paula wird wohl, von einem Mann geschätzt und geliebt, ihre Position im Leben finden, anders aber verhält es sich mit einer Waise, die nichts hat als sich selbst.“

„Dieses Selbst ist aber oft mehr werth, als Millionen, es kommt eben auf die Anschauungsweise an,“ sagte Bröl ruhig.

„Ja, die Anschauungsweise; wer wollte über die streiten. Aus dieser ganz individuellen Empfindung entwickelt sich ja bei uns Menschen das, was wir oft aneinander absolut nicht verstehen können,“ warf Paula spitz ein.

„Da muß ich opponiren,“ erwiderte Bröl, „individuell ist im Grunde nur der Geschmack, Ansichten über Handlungen stützen sich auf Moral, Gerechtigkeit und Nächstenliebe oder sollten sich wenigstens auf diesem Grunde aufbauen. Ein selbstverschuldetes Unglück appellirt an unsere Großmuth, ein unverschuldetes an unser wärmstes Mitgefühl. Was aber giebt es Traurigeres als eine Waise, eine junges, kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen. Aus dem behaglichen Kreis seiner Familie gerissen, die geliebten sorgenden Eltern todt, preisgegeben dem herben Schicksal der Varnherzigkeit, oh, sagen Sie selbst, geehrte Frau, wenn Ihrer Tochter solch grausames Loos geworden wäre, würden Sie nicht mit vollem Recht von jenen Güte und Liebe fordern, welche der Waise die Eltern ersetzen sollen?“

„Es ist wahrhaftig schade, daß Sie Gütsbesitzer sind und Ihr Studium nicht als Brodstudium verwerthen wollen,“ meinte Paula boshaft, „Sie würden einen guten Rechtsanwalt und einen noch besseren Pfarrer abgeben. Lasset die Kinder zu mir kommen, ihrer ist das Himmelreich und ähnliche salbungsvolle Themas würden Sie zu großartigen Predigten verarbeiten, aber die Geschichte ist langweilig, das Unglück anderer ist für mich ein Bild, ich schaue es an, fertig.“

„So spricht ein Mädchen ohne Herz. Ich will annehmen, daß Sie nur einen schlechten Scherz gemacht haben, das passiert Ihnen zuweilen.“

Bröl war empört, doch war er zu gebildet, um ihr sein Mißfallen anders, als in der feinen Form, die Rede als Scherz von ihr aufzufassen, kund zu geben.

Paula war wüthend auf Bröl, aber auch auf sich selbst. Warum fiel sie auch aus der Rolle, nun hieß es die Fäden fester ziehen und so sagte sie plötzlich ganz unvermittelt:

„Lieber Herr von Bröl, verzeihen Sie, aber ich habe Ihnen ja noch gar nicht gedankt.“

„Gedankt? Wofür?“

„Wie Sie fragen,“ schmollte sie. „Nun, für das wunderschöne Bouquet, das Sie mir gesendet haben.“

„Ja, das —“ er sah sie verblüfft an.

„Rosen und Maiglöckchen,“ flüsterte sie träumerisch.

„Ja, aber —“, warf Bröl ein.

„Die Blumen freuten mich so sehr, nicht der Blumen wegen, doch weil Sie von Ihnen kommen, als ein Zeichen der Reue, eine Bitte um Verzeihung.“

„Verzeihung? Ja wofür denn?“ fragte er, der sich in wahrer Verlegenheit befand, denn er erkannte das große, ihm unfaßbare Mißverständniß und konnte doch nicht gut, ohne Paula wahrhaft zu beschämen, den Irrthum aufklären.

„Ja, es war doch ein Brief in dem Strauße, mit der Adresse“, fragte er endlich.

„Ein Brief?“

Paula war aufgesprungen, ihre Rolle als Kranke, Leidende war ganz vergessen, sie glühte vor Zorn.

„Siehst Du, Mutter, die Unverschämte, nicht genug, daß sie mir die schönsten Rosen und Maiglöckchen aus meinem Strauß gestohlen hat, nein, aus Neid und Bosheit hat sie auch meinen Brief genommen.“

Wie erbärmlich Paula log, gerade die unscheinbarste Rose hatte Maud für sich behalten und diese so zart entfernt, daß niemand das Fehlen der Blume bemerken konnte, sie, die das schwere Opfer gebracht für das undankbare Mädchen, sie wurde jetzt noch in herzloser Weise für eine edle Absicht beschimpft.

„Nein, nein, Herr von Bröl, aus dieser Handlungsweise können Sie den Charakter dieses Geschöpfes erkennen,“ sagte in heller Entriistung Frau Ebrot, „nun, es ist gut, daß wir sie aus dem Hause gejagt haben.“

„Was — was haben Sie gethan?“

Die Stimme des jungen Mannes hatte einen seltsamen Klang angenommen. „Ich bitte um Auskunft, wo befindet sich Fräulein Maud?“

„Ach Gott, Fräulein Maud, sagen Sie doch lieber gnädiges Fräulein Maud,“ höhnte Paula.

Frau Ebrot aber sah rasch ein, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie winkte Paula mit den Augen zu, um diese am Reden zu verhindern; dann sagte sie mit verächtlichem Ton: „Sie sollten um das Mädchen gar nicht fragen, Herr von Bröl, denn meine Paula ist schwer gekränkt durch die Vernachlässigung, die Sie ihr gestern Abend zu theil werden ließen.“

„Ich wüßte nicht, wo die Verpflichtung läge, absolut nur mit Fräulein Paula zu verkehren,“ entgegnete der junge Mann gereizt. „Ich ersuche nochmals, mir zu sagen, wo sich Fräulein Maud befindet?“

„Da kann ich Ihnen wirklich keine Auskunft geben,“ erwiderte Frau Ebrot heuchlerisch. „Das Mädchen aß bei uns das Gnadenbrot und war faul und streitsüchtig. Als sie nun meine Paula zur Rede stellte wegen der ihr entwendeten Blumen, mein Gott, so ein junges Mädchen betet so eine Gabe an, die noch dazu, nach dem gestrigen Abend gesendet, wo das arme Kind Ihres seltsamen Benehmens wegen die ganze Nacht an meinem Herzen durchgeweint hatte, eine besondere Bedeutung hat, so gab es einen Wortwechsel, der damit endete, daß sich Maud in loderndem Zorn ankleidete und nach einer Stelle ging. Sie hatte Glück, kam zurück, holte ihre Sachen und ließ mich mit meinen Kindern, Sie hören den Lärm, den sie schon wieder in dem Nebenzimmer aufführen, in der größten Unordnung zurück.“

„Also ist Fräulein Maud nicht mehr in Ihrem Hause?“

Ihm war es, als hätte die Sonne plötzlich ihr Antlitz verfinstert und nur ein Gedanke bohrte in seinem Kopf, „sie aufzusuchen um jeden Preis.“

„Nein, wir haben jetzt ein anderes Mädchen,“ sagte Paula.

„Sedenfalls hat Fräulein Maud durch eine der Vermittlungsanstalten, diese Leute vermitteln ja auch bessere Stellen, einen Posten gewonnen,“ fragte Bröl in hoher Erregung.

Wieder traf ein warnender Blick der Mutter das nur zu gelehrige Töchterchen. „Nein, sie fand eine Stelle in der Zeitung zu einer Dame aus Rußland, die sofort eine deutsche Bonne suchte. Den Namen der Stadt habe ich vergessen; sie reiste sofort ab, Weiteres kann ich Ihnen nicht sagen, sie hatte es so eilig, daß sie nicht einmal von meinem Mann, dessen Einwilligung sie doch, da er ihr Vormund ist, gebraucht hätte, Abschied nahm, ebenso verabschiedete sie sich nicht von den Kindern. Die armen Würmlein sind besser als das egoistische, herzlose Geschöpf; hören Sie, wie die Kleine nach ihr ruft.“

Wirklich hörte man aus dem Nebenzimmer ein wimmerndes Kinderstimmchen, das die plumpe Magd vergebens zu beschwichtigen suchte. „Maud, liebe, liebe Maud, komm!“

Bröl war es in diesem Augenblick, als schrie sein Herz durch den Mund des weinenden Kindes „Maud, liebe, liebe Maud, komm!“

Aber einen Augenblick nur gab er sich dem Schmerz der herben Täuschung hin; er glaubte nicht, daß sie freiwillig gegangen. Die ersten Worte, die der Frau unüberlegt entschlüpfen waren, „es ist gut, daß wir sie aus dem Hause gejagt haben“ — trugen das Gepräge der Wahrheit. Sein Zorn wallte auf; so weit es an ihm lag, sollte das arme Wesen nicht schutzlos sein, weder in diesem Hause noch weiter im Leben.

„Es ist mir unangenehm, einen peinlichen Irrthum aufzuklären, aber da es sich hier um tiefer gehende Interessen als verletzete Eitelkeit handelt, so muß ich sprechen. Das Sprichwort „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ hat hier auch wieder Recht behalten, denn der unbedeutende Umstand, daß ich heute morgen an Fräulein Maud ein Bouquet sandte, richtete all' das Unheil an.“

„Was?“ schrien Mutter und Tochter wie aus einem Munde.

„Dieser Blumenstrauß war für Fräulein Maud von mir abgesandt worden und daß der heiliegende Brief von ihr behalten wurde, ist der Beweis, daß Fräulein Maud auch meine Absicht vollkommen verstanden hat, ebenso, daß sie für sich selbst einige Blumen dem Strauße entnahm. Aber wie hat sich denn der Irrthum zugetragen?“ wandte er sich an Paula.

„Da nehmen Sie Ihren Strauß,“ rief diese zornig, „glauben Sie, ich hätte ihn genommen, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß sie mir ihn nur als Almosen gegeben hat? Ich lag krank zu Bett, da brachte sie mir den Strauß mit den Worten: eine Empfehlung von Herrn von Bröl, da mußte ich ihn doch nehmen.“

„Aber, aber, wie konnten Sie auch unserem Dienstmädchen ein Bouquet senden wie einer Dame,“ sagte Frau Ebrot tadelnd.

„Fräulein Maud ist kein Dienstmädchen,“ rief Bröl entrüstet. „Schande genug, wenn man die hilflose, schwache Waise in dieser Art mißbraucht hat. Nun wird es mir auch klar, was sie bewogen haben mag, den Strauß zu verschenken.“

„Gott im Himmel, Herr von Bröl, wie Sie sich ereifern,“ lenkte hier Frau Ebrot mit übertriebener Freundlichkeit wieder ein, „der Gegenstand ist ja so wesenlos.“

„Wesenlos?“ rief Bröl empört, „wenn es sich um ein junges unschuldiges Mädchen handelt, das man schutzlos auf eine Zeitungsannonce hin nach Rußland sendet, das nenne ich sündhaft gehandelt, doch ich sehe ein, daß ich heute unmöglich in der Stimmung ein angenehmer Gesellschafter sein kann, Sie werden daher erlauben, daß ich mich entferne.“

„Aber Herr von Bröl,“ schrie Paula in Thränen ausbrechend, „gelte ich Ihnen denn so gar nichts, daß Sie auf mich gar keine Rücksicht mehr nehmen?“

„O, Du armes Kind, nach dieser Nacht,“ jammerte die Mutter.

„Ich weiß wirklich nicht, wie ich dazu kommen sollte, Ihnen eine schlaflose Nacht zu bereiten. Fräulein Paula, dieser Vorwurf

traf mich heute schon einige mal, doch ich bitte um Entschuldigung, wenn ich nicht liebenswürdig bin, mich drängt es, mit Herrn Ebrot zu sprechen, ich will denselben auffuchen.“

„Daß wäre noch schöner, hinter unserem Rücken Komplotte mit meinem Mann schmieden, der schon immer seinen Narren an dem Mädchen gefressen hatte,“ zeterte Frau Ebrot, die all' ihre Ueberlegung in ihrem Zorn schwinden sah.

„Gott im Himmel, Mutter,“ tuschelte Paula dieser in das Ohr, „von der Geschichte mit Rußland weiß ja Vater nichts, das hast Du jetzt von Deiner Lüge.“

Zu allem Unglück der beiden Verleumderinnen trat in diesem Augenblick Herr Ebrot in das Zimmer.

„Ah, Herr von Bröl, sehr angenehm,“ sagte er, dem jungen Mann die Hand reichend, „doch was geht denn hier vor, Paula in Thränen?“

„Komm, komm, Alterchen, ich habe Dir im Kinderzimmer einen Beckerbissen zurechtgestellt, auch mußt Du doch Deinen Schulrock ausziehen, lassen wir die beiden jungen Leute sich aussprechen und versöhnen,“ setzte sie leise hinzu und halb zog sie ihn, halb sank er hin, es war um ihn geschehen.

Grollend blieb Bröl an dem Fenster stehen, einen Generalmarsch auf den Scheiben trommelnd, der immer lauter wurde, je herzbrechender Paula schluchzte; endlich trat der Lehrer allein ein. Er war vorbereitet und obgleich es ihm widerstrebte, zu lügen, so mußte er doch die Taktik seiner Gattin bewundern, und endlich die Ehre der Familie retten, was hätte sich der junge Mann gedacht, wäre er jetzt mit der Wahrheit herausgeplatzt. Man wollte einen Goldfisch fangen, ergo, mußte man es zugeben, daß der Zweck das Mittel heiligt.

„Herr Ebrot,“ sprach ihn sofort der junge Mann an, „ich nehme ein aufrichtiges Interesse an Ihrer Richte, Fräulein Maud. Sagen Sie um Gotteswillen, wie konnten Sie es zugeben, daß ein so junges Mädchen auf eine Zeitungsannonce hin ganz allein nach Rußland reist?“

„Ah,“ die Frage war ungemein bequem gestellt, er fragte ihn, „wie konnten Sie es zugeben?“ „Ja, wurde ich denn gefragt. Als ich nach Hause kam, da war das Mädchen schon abgereist, ohne sich von mir zu verabschieden; was blieb mir da übrig, als mich in die Thatsache zu fügen. Ich hatte noch Privatstunden, mußte daher wieder meiner Pflicht folgen, nun ist sie bereits fort, wir können nichts thun, als die Undankbare zu vergessen.“

„Sie haben aber doch um Gotteswillen die Zeitung, worin die Annonce stand,“ fragte der junge Mann in höchster Erregung.

„Nein, die haben wir nicht, denn als ich frug, wo sie den Antrag gelesen,“ mischte sich jetzt plötzlich die des Schluchzens müde gewordene Paula in das Gespräch, „da sagte sie, das geht Dich gar nichts an, und fort war sie.“

„Nun, und der Koffer?“ fragte der praktische Bröl.

„Den holte ein Dienstmann. Ihn zu verweigern hatten wir keine Lust, endlich wäre sie auch ohne Koffer gegangen, vielleicht war es ein Heiratsantrag, wer kann es wissen, die war zu allem fähig.“

„Zu allem nach Ihrem Wunsch und Arge,“ sagte Bröl bitter, „wenn wir jemand schwarz malen, so trägt er diese Farbe, doch ich muß nach Hause, dieses Ereigniß zu überlegen und zu sehen, was da noch zu thun ist.“

Er verbeugte sich nachlässig und verließ die ihm verdubt Nachblickenden.

„Da geht er hin,“ schrie Paula, an das Fenster eilend.

„Und singt nicht mehr,“ höhnte der Vater grimmig. „Das habt Ihr nun von Euren diplomatischen Schachzügen.“

„Ach was,“ sagte Frau Ebrot, die ihren Lauscherposten an der Thür des Nebenzimmers aufgegeben hatte, als sich der junge Mann entfernt hatte, „der Gedanke mit Rußland und der Zeitungsannonce ist Goldes werth, nun kann er sie suchen! Daß die für

ihn verloren ist, sieht er selbst ein, sonst hätte er es bald herausgebracht. Aber für alle Fälle muß die Munnier unterrichtet werden und schweigen, falls er doch auf den Gedanken kommen könnte, die hiesigen Verbindungsanstalten aufzusuchen, denn selbst Zeitungsannoncen haben oft Fühlung mit diesen Instituten. Ein Zechnmarkstück muß ich freilich springen lassen und eine erlogene Geschichte dazu; aber glaube, mein lieber Ebrot, und Du meine arme Paula, sobald er einsehen wird, daß Maud ihm verloren ist, sobald wird das Interesse schwinden und er zurückkehren als ein reuiger Sünder. Du lieber Mann hast uns die ganze Suppe eingebrockt. Na, nur Kopf oben, Paula, ich bin ja Deine Mutter.“

„Den Buschen aber mag ich nimmer sehen!“

Mit diesen Worten schleuderte Paula das Bouquet aus dem Fenster. Unten aber trippelte gerade ein altes Jungferchen vorüber.

„Ach, die schönen Blumen.“ —

Sie nahm den Strauß und trug ihn sorgsam in ihr Stübchen. Ein armes altes Herz erfreuend, durch seine Schönheit und seinen Duft, hatte der verschmähte Strauß doch seinen Zweck erfüllt. —

Es war vier Uhr nachmittags, doch die Dämmerung hatte sich bereits so verdichtet, daß alle Gegenstände in Mauds behaglichem Stübchen wie durch graue Nebelschleier blickten. Das junge Mädchen saß in einem Schaukelstuhl, die Füße mit einer weichen Pelzdecke umwickelt. Das goldblonde Haar hing offen in krausen Wellen von dem zierlichen Kopf und die zarte Gestalt umschloß ein wunderbar gearbeitetes hellblaues Tuchkleid. Drei Monate waren verflossen, seitdem Maud ihre neue Stellung angetreten hatte, die ihr wahrlich zu einer Heimat geworden war. Doch ein seltsames Geschick hatte sie auch hier verfolgt, zuerst war die Baronin, die sich bei ihrem Kommen schon ziemlich von schwerer Krankheit erholt hatte, rückfällig geworden; eine schwere Lungenentzündung fesselte dieselbe wochenlang an das Lager. Maud pflegte die sanfte Dame mit der Hingebung einer Tochter und als diese endlich vollständig genesen, mit Freude die Perle entdeckte, welche sie an ihrer jungen Gesellschafterin gewonnen, erkrankte Maud selbst. Zwar wurde der Arzt aus dem Leiden des jungen Mädchens nicht recht klug, doch hütelte er sich natürlich, dieses einzugestehen; er nannte ihren Zustand ein nervöses Fieber und verordnete die verschiedensten Medicinen, die alle so harmlos waren als Limonade und Himbeersaft eben sein kann.

„Es ist ein Gemüthsleiden, vielleicht nur unglückliche Liebe,“ dachte die Baronin. „Ach, das arme, arme Kind, wenn es nur reden wollte!“

Allein Maud hatte der liebenswürdigen Dame wohl ihr ganzes Leben erzählt, nur die so schwerwiegende Episode mit Ernst von Brök unerwähnt gelassen. Was sollte sie auch sagen, das war ja vorbei für immer, endlich, einer Kranken pflegt man doch nichts Trauriges zu erzählen, und nachdem sie selbst erkrankt war, hörte das Plaudern von selbst auf. Es war so schön in dem behaglich eingerichteten reichen Hause, nur brachte die Krankheit es mit sich, daß alles im Halbdunkel sich abspielte. Gedämpftes Licht und flüsterndes Sprechen. Der Baron zeigte sich stets nur auf Minuten in dem Krankenzimmer; er hielt es absolut nicht aus, wo frische Luft und Sonnenschein fehlte. Sein lautes Sprechen, seine derben Stiefel, sein kräftiger Händedruck waren Dinge, welche seine Gemalin in gesunden Tagen kaum bemerkte, die ihr aber in dem stillen Krankenzimmer unerträglich waren. Dennoch liebten sich beide herzlich, wenn man sich auch keinen größeren Gegensatz denken konnte, als die robuste Hünengestalt des Barons und die ätherische Erscheinung der Dame. Er betrat auch nie das Krankenzimmer ohne die tröstende Redensart: „Ich gehe gleich wieder, muß nur sehen, wie Du Dich befindest.“

Dabei stieß er gewöhnlich etwas um, einen Stuhl, ein Tischchen, trotzdem er mit aller Vorsicht sich vorwärts bewegte und wie eine Ballettänzerin auf den Fußspitzen schwebte.

Als Weihnachten herangekommen war, hatte sich auch Mauds Zustand so weit gebessert, daß sie das Bett verlassen konnte. Die liebevolle Sorge der Baronin hatte für das junge Mädchen eine Anzahl eleganter Kleider kommen lassen, denn sie liebte es, ihre Umgebung ihrem Schönheitssinn entsprechend zu erblicken. Auch ihr Zimmerchen wurde eleganter ausgestattet und die Baronin freute sich der wiederkehrenden Gesundheit des lieben Mädchens, denn sie wollte den Carneval mit ihr in der Residenz zubringen und hoffte, daß die Zerstreungen der Großstadt auch den geheimen Kummer verschuchen würden, der auf Maud lastete.

„Sagen Sie, Mädchen, haben Sie nach irgend jemand Sehnsucht?“ hatte sie heute morgen ganz unvermittelt gefragt.

Maud erröthete tief und stammelte unverständliche Worte.

„Haben Sie jemand lieb, von dem Sie vorübergehend oder auch, wie es die Verhältnisse im Leben ja so oft mit sich bringen, getrennt worden sind für immer?“ — —

„Ach, gnädige Frau Baronin,“ flüsterte Maud.

„Nun, sehen Sie, ich hatte Recht, das müssen Sie mir genau erzählen, nicht jetzt, nein, wenn Sie ganz gesund sind, eine unglückliche Liebe ist sehr, sehr traurig.“ (Fortf. folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Defraudant.

Skizze von Georg Hermann.

Zwanoff saß im Gefängniß. Morgen sollte sein Prozeß vor den Richtern verhandelt werden.

„Es ist eine unangenehme Sache,“ sagten seine Bekannten. „Auf jeden Fall wird er verurtheilt.“ Er hatte mehr als zweitausend Rubel veruntreut und sich obendrein einer Fälschung schuldig gemacht, Sibirien war ihm sicher.

„Und es ist erstaunlich,“ setzten andere hinzu. „Solch ein Mensch! Niemand hätte ihm das zugetraut. Solch ein stiller, bescheidener Mann und Familienvater. Man sollte nicht glauben, daß er sich soweit vergessen konnte. Sicherlich ist er verführt worden . . .“

Zwanoff saß indeß im Gefängniß und war geistig und körperlich gebrochen. Die Ungewißheit seines Schicksals, das sich morgen entscheiden sollte, ließ ihn Folterqualen ausstehen und weinend und händeringend warf er sich immer wieder auf das harte Lager in seiner kleinen finstern Zelle nieder.

Dann stützte er den Kopf mit beiden Händen und wieder ließ er die letzten entseßlichen Monate an seinem geistigen Auge vorüberziehen.

Nicht auf einmal hatte er die Unterschlagung der ihm anvertrauten Gelder begangen, nein, mit ganz kleinen Summen hatte er begonnen. Sein Gehalt reichte nicht aus, da vergriff er sich an der Kasse.

Zuerst nahm er zehn Rubel, dann noch einmal zehn und so ging es weiter. Dann nahm er zwanzig, dann wieder zwanzig, dann fünfzig. Das Defizit in seiner Kasse hatte schon eine beträchtliche Höhe erreicht, als plötzlich seine Frau schwer erkrankte.

„Es ist nöthig, daß sie ins Bad reist,“ sagten die Aerzte, „sonst stehen wir für nichts.“

Zwanoff liebte sein junges Weib, das ihm erst vor Jahresfrist angetraut war, aufs zärtlichste und der Gedanke, sie zu verlieren, brachte schnell jede andere Regung in seinem Innern zum Schweigen. Und er that einen neuen, diesmal aber tieferen Griff in die Kasse.

„Ich werde es schon wieder hineinlegen können,“ beruhigte er sich selbst. „Die Gehaltszulage muß binnen kurzem erfolgen“

und dann werde ich mich auch nach einem Nebenberdienst umsehen. Ich kann ja auch irgendwo ein Darlehen aufnehmen. Meine reichen Freunde würden mich nicht im Stich lassen. Es kostet mich nur ein Wort, und das Geld ist in meinen Händen."

So tröstete sich Swannoff von einem Tage zum andern, indes rückte der Termin der alljährlichen Revision seiner Kasse immer näher. . . .

Da kehrte Swannoffs Frau aus dem Bade zurück, vollständig genesen, strahlend von Glück und Heiterkeit. Auch Swannoff vergaß beim Anblick seines lieblichen, jungen Weibes für einige Augenblicke alle Sorgen und begrüßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit. Aber schon am nächsten Morgen stellten sich die drohenden Gespenster wieder ein und er erwachte mit einem schweren und dumpfen Gefühl im Kopfe und das nahe Unheil lastete zentnerschwer auf ihm. Seine gedrückte Stimmung, die er trotz aller Bemühungen nicht zu bannen vermochte, blieb seinem jungen Weibe nicht lange verborgen.

Sie wurde unruhig und begann ihn aufmerksam zu betrachten.

„Was ist mit Dir? Du bist so sonderbar, so trübsinnig?“

Swannoff versuchte, ihre Besorgniß durch eine heitere Miene hinwegzutäuschen. Doch gelang ihm dies nur für kurze Zeit. Bald verfiel er wieder in sein dumpfes Brüten und hörte kaum auf die Worte seiner Frau.

Erschrocken hielt das junge Weibchen in ihrem Geplauder über ihre Erlebnisse im Bade inne, sah ihrem Manne starr ins Auge und fragte mit ängstlicher Stimme:

„Nein, nein, Du täuschest mich nicht, mit Dir ist etwas geschehen. Es scheint, Du hast aufgehört, mich zu lieben und freust Dich nicht über meine Rückkehr. Hast Du vielleicht während meiner Abwesenheit gar eine — Bekanntschaft gemacht?“

Swannoff wußte nicht, was er auf diese Fragen antworten sollte. Er schwieg.

„Nein, nichts dergleichen,“ sagte er endlich — „ich bin derselbe wie immer. Es scheint Dir nur so, Du selbst bist mir entwöhnt worden während Deines Fernseins.“

Aber diese Worte Swannoffs beruhigten die junge Frau nicht.

„Hast Du im Dienst Unannehmlichkeiten gehabt? Ja? Hat es einen Verweis gegeben?“

Swannoff klammerte sich an die letzten Worte.

„Ja,“ sagte er, „ich habe eine Nase bekommen, es ist mir eine kleine Unannehmlichkeit passiert.“ Und er erdichtete seiner Frau eine lange Geschichte von Aerger und Verdruß im Bureau, aus welcher sich schließlich aber doch ergab, daß es ja alles nur Bagatellen seien und für sie keinerlei Grund zur Beunruhigung vorliege.

„Mache Dir nichts daraus, mein lieber Mann,“ versetzte sein Weibchen, nachdem er seine „Geschichte“ beendet hatte. „Was ist denn im Grunde genommen dabei, wenn Dich ein Vorgesetzter einmal ein wenig abkanzelt. Du hast Dir doch früher nicht so viel daraus gemacht. Laß doch Deine Vorgesetzten schimpfen, das ist ja ihre Hauptbeschäftigung. Jedenfalls geht aber aus alledem hervor, daß Deine Nerven nicht in Ordnung sind, wenn Du Dich über dergleichen Nichtigkeiten aufregst.“

Swannoff brachte es nicht übers Herz, seiner Frau die Wahrheit zu sagen und er schwieg über das, was ihn bedrückte und marterte.

Ebenso wenig konnte er sich dazu entschließen, einen seiner Freunde aufzusuchen und ihn um Hilfe zu bitten. „Wenn sie meine Bitte ablehnen? wie werde ich vor ihnen gedemüthigt und erniedrigt stehen. Nein, nein, sich aufhängen ist leichter, als sie zu-bitten.“

Und Swannoff ging an der Thür seiner Freunde vorüber und suchte ein Wirthshaus auf. Er trank und trank und suchte seine trüben Gedanken im Weine zu extränken. Aber so viel er auch trank, er wurde nicht betrunken. Nur seine Füße und Hände

wurden schwach, aber sein Kopf blieb klar und seine Gedanken arbeiteten noch präziser als im nüchternen Zustande.

Am Abend suchte Swannoff sein Bureau auf, entzündete die Lampe und begann auf einem kleinen Zettel wohl zum hundertsten male das von ihm veruntreute Geld zusammen zu rechnen. Es ergab sich ein Defizit von zweitausendeinhundertfünfundzwanzig Rubeln.

„Erschieße Dich!“ blitzschnell ging der Gedanke durch seinen Kopf. Es blieb ihm kein anderer Ausweg.

Er fuhr zusammen und kalt überlief es seinen ganzen Körper. Schreckliche Bilder zogen an seinem Auge vorüber. Starr und kalt sah er sich liegen, aus einer kleinen Wunde an seiner Schläfe sickerte das Blut, in der Hand den noch rauchenden abgeschossenen Revolver.

„Entsetzlich, entsetzlich,“ stöhnte er laut auf und erschreckte über seine eigene Stimme. Er malte das Bild in Gedanken weiter aus und sah vor seinem Leichnam seine Frau, weinend und händerringend. . . .

„Um Deinetwillen, um Deinetwillen wurde ich zum Verbrecher. Ich wollte Dich retten, und nun bin ich selbst verloren. . . .“

Er senkte den Kopf auf den Tisch und begann laut zu schluchzen.

„Nein, nein, ich bin kein Schurke, kein Verbrecher, ganz gewiß nicht. Es war ja nur die bittere Noth, die mich zwang; mein kleines Gehalt, dazu die Krankheit meiner Frau, es gab ja keine andere Hülfe für mich. Aber wem soll ich mich anvertrauen, wer wird mir Glauben schenken? Das Gesetz . . . Vor dem Gesetz hat ich unrecht . . .“

Swannoff nahm noch einmal seine Bücher aus dem Schrank und begann sie zu durchblättern. Dann holte er eine Mappe aus einem kleinen Koffer, und entnahm dieser mehrere Schriftstücke und begann sie vorzulesen. Er that dies rein mechanisch ohne irgend einen bestimmten Zweck. Wenigstens vermochte er sich später nicht zu erinnern, daß er mit diesem Durchblättern der Bücher und Schriftstücke etwas verbunden hatte. Er handelte wie im Traum. Und wie der Mensch nach einem häßlichen Traum sich auch oft der Einzelheiten des Geträumten nicht mehr zu erinnern vermag und ihn nur das Gefühl der durchlebten Angst hinüber begleitet in die Wirklichkeit, so erging es auch Swannoff; er vollbrachte die That, ohne sich zu erinnern, wie er zu ihr gekommen war. . . .

Seine Aufmerksamkeit lenkte sich auf eines der Blätter, die er der Mappe entnommen hatte. Er nahm das Schriftstück in die Hand, betrachtete es lange und legte es in die Mappe zurück.

Wieder nahm er das Schriftstück, durchlas es noch einmal, dann blickte er in das vor ihm liegende Kontobuch. Ein leises Zittern ging durch seine Hände und auf seiner Stirn perlte der kalte Schweiß.

„Ja, so ist es möglich,“ flüsterte er. Aber . . . Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, plötzlich blieb er stehen und wie in tiefem Nachsinnen ließ er den Kopf auf die Brust hängen.

Aber hinter seiner blassen Stirn schienen sich seine Gedanken unaufhaltsam zu jagen.

„Meine Herren, meine Herren,“ flüsterte er kaum hörbar. Dann nahm er seine Wanderung im Zimmer wieder auf, bis er schließlich vor seinem Pulte stehen blieb, mit einer raschen Bewegung das Schriftstück erfaßte, in die Mappe legte und diese in den neben ihm stehenden offenen Koffer warf.

Aber plötzlich änderte er seine Absicht. Mit hastigem Griffe hob er den Deckel empor, nahm die Mappe wieder heraus und legte sie vor sich nieder.

„Was thue ich? Es wäre eine Schmach, ja . . . aber wenn . . . meine Herren!“

Wieder schienen sich seine Gedanken zu verwirren. Mehrere Minuten lang starrte er unentschlossen auf die Mappe. Dann zog er ohne längeres Zögern das Schriftstück heraus, nahm aus der

Westentasche ein Federmesser und begann auf dem Papier zu radiren. Darauf ergriff er eine Feder, schrieb einige Ziffern auf die leer gewordene Stelle des Dokumentes und machte eine gleiche Aenderung in seinem Buche. —

„Es ist geschehen,“ flüsterte er, „es ist geschehen.“

Und die Pupillen seiner Augen weiteten sich vor Entsetzen über die eigene That. Er erzitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Es ist geschehen — das bedeutet —“ sprach er leise vor sich hin, „ich habe es gethan. Ich bin ein Verbrecher, ein Elender.“

Er warf auf das Schriftstück noch einen Blick und sein Gesicht wurde bleicher wie Leinwand. An der Stelle der wegradirten und neugeschriebenen Schrift war die Tinte auseinander gelaufen und bildete einen verdächtigen Fleck. Er hatte vergessen, die Tinte auf dem Dokument abzulöschen und diese war auseinander gelaufen, sodaß auch beim flüchtigen Betrachten sofort die Aenderung ins Auge fallen mußte.

Das Herz Zwanoffs hörte einige Sekunden auf zu schlagen. Aber er hielt sich aufrecht. Unausgesetzt starrte er auf das Schriftstück. Die Wörter und Buchstaben schwammen vor seinen Augen und das Ganze erschien ihm nur noch als ein graues Blatt Papier.

Plötzlich ertönten Schritte unter dem Fenster des Kontors.

Zwanoff sprang von seinem Plaze auf, klappte das Buch zu und warf das Schriftstück in den Koffer und verschloß diesen.

In das Kontor trat der alte Buchhalter, ein gutherziger Mann, aber streng und kleinlich als Beamter.

Zwanoff stand leichenbläß, aber mit ruhigem Gesicht neben seinem Pult und erwartete den Gruß des alten Herrn.

„Es scheint Ihnen im Dienst zu gefallen,“ sagte der Buchhalter, „daß Sie sich zu dieser ungewöhnlichen Stunde hier aufhalten. Was treibt Sie jetzt hierher, Sie können doch unmöglich so viel zu thun haben.“

„Es war nothwendig, Peter Petrowitsch,“ erwiderte der junge Mann mit ruhiger Stimme, „bisweilen ist es unumgänglich, eine Stunde dem Geschäfte zu opfern.“

„Ach ja,“ erwiderte der Alte, und steckt sich eine Zigarette an, „ich vergaß ganz, in einigen Tagen haben wir ja die übliche Revision des Kontors und der Kasse. Ja, gewiß, Sie haben wahrlich recht, bisweilen ist es wirklich nothwendig, dem Geschäfte eine Extrastunde zu opfern.“

Mit diesen Worten packte der Buchhalter seine Bücher aus seinem Pult und begann sich in seine Zahlen zu vertiefen.

Zwanoff verabschiedete sich und ging auf die Straße.

Wenn die Straße nicht voller Menschen gewesen wäre, hätte er sich sofort an die Erde geworfen und aus Verzweiflung laut aufgeschrien.

In seiner Seele war alles todt. Er wünschte zu sterben, plötzlich, unerwartet, so daß er nicht wußte, daß er starb. Und in seinem Kopfe jagten sich wieder allerlei wirre Gedanken:

Es war ja nur ein Traum, nichts als ein Traum. Es war ja alles nicht wahr, er war kein Verbrecher, auf den die Leute mit den Fingern weisen durften. „Ich werde jetzt nach Hause gehen, mich niederlegen und wenn ich morgen erwache, wird nichts mehr sein.“

Dann ergriff ihn die Verzweiflung von neuem. Er vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Mit großer Mühe erreichte er sein Heim. Beim Anblick des geliebten Weibes war aber plötzlich alle seine Schwäche verschwunden und heldenhaft verschwie er, was ihn fast zu Boden drückte.

Im Gegentheil, er war zärtlicher denn je. Er nahm sie auf seine Arme und trug sie im Zimmer umher wie ein kleines Kindchen.

Die junge Frau war zuerst beglückt über diese ungewöhnlichen Liebesungen ihres Gatten, aber plötzlich begann sie bitterlich zu weinen.

Er war so ganz anders als sonst. Gestern diese Verstimmung, heute diese ungewohnte Zärtlichkeit, sie vermochte sich das Benehmen ihres Mannes nicht zu enträthseln.

Aber auf ihre wiederholten Fragen gab er keine Antwort, er setzte sich auf den Divan, zog die junge Frau auf seine Knie, legte ihren Kopf an seine Brust und überhäufte sie von neuem mit Liebesungen.

Endlich begann er selbst zu weinen, sprang auf, lief im Zimmer auf und nieder und ohne auf die Fragen seiner bestürzten Gattin zu antworten, ging er in das Schlafzimmer, warf sich auf das Bett und drückte den Kopf in die Kissen.

Die Revision der Kasse fand am nächsten Tage statt. Alles wurde aufgedeckt. Zwanoff wurde verhaftet und ins Gefängniß geführt. Morgen sollte der Richterspruch über ihn gefällt werden. Niemand, er selbst nicht zweifelte, daß sie ihn verurtheilen würden.

Schon lange vor Beginn der Verhandlung hatte sich am nächsten Morgen eine große Anzahl von Zuhörern vor dem Sitzungszimmer des Justizpalastes eingefunden, die theils aus Neugier, theils aus Theilnahme gekommen waren, um Zeugen des Aufsehen erregenden Prozesses zu sein. Wenige Minuten vor Beginn der Sitzung wankte am Arme eines alten Herrn eine in Trauer gehüllte, tief verschleierte Dame herein, auf die sich sofort theilnahmsvoll die Blicke der Anwesenden wandten. Es war die Gattin Zwanoffs. Nach hängen Minuten gab der Präsident des Gerichtshofes den Befehl, Zwanoff hereinzuführen. Zwischen zwei Polizisten betrat er schwankenden Schrittes den Saal und nahm auf der Anklagebank Platz. Niemand hätte in dem abgehärmten Manne den einst so lebenslustigen Zwanoff wiedererkannt. Nach dem kurzen Verhör, das der Angeklagte durch ein volles Geständniß und durch kein beschönigendes Wort sehr vereinfachte, beantragte der Prokureur eine fünfjährige Deportation. Da erscholl aus dem Zuhörerraume ein banger Schrei und mitleidige Hände bemühten sich um das arme Weib, über dessen Gatten der öffentliche Ankläger soeben das Verdammungsurtheil gesprochen. Man trug sie hinaus und überließ sie der Obhut des alten Vaters, um schnell den verlorenen Platz im Sitzungszimmer wieder einzunehmen und das Ende des Prozesses zu erwarten. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Geschworenen von ihrer Berathung zurückkehrten und ihr Obmann das Schuldig über den Angeklagten aussprach. Zwanoff wurde dem Antrage des Staatsanwalts entsprechend zu fünfjähriger Deportation verurtheilt.

Wenige Wochen nach seiner Verurtheilung bewegte sich von dem Hause Zwanoffs aus ein kleiner stiller Zug, man trug sein Weib zu Grabe, das das Unglück ihres Mannes nicht zu überleben vermochte.

(Nachdruck verboten.)

Im Frauenabtheil.

Skizze von B. Kittweger.

Der Schnellzug Berlin-Stuttgart ist nur mäßig besetzt. Die eigentliche Reisesaison ist vorüber. Der Verkehr hält sich jetzt, Anfang Oktober, in mäßigen Grenzen. Eine einzige Dame ist in Berlin in ein Frauenabtheil zweiter Klasse des Durchgangswagens gestiegen. Ein Diener hat ihr die elegante Reisetasche und die Schirme gereicht und sich dann mit respektvollem Gruß entfernt.

Der Zug durchrast die reizlose Gegend. Die junge, bildschöne Frau gähnt und liest abwechselnd. Ihr Antlitz trägt einen Zug von Langeweile und Unzufriedenheit. Sie seufzt bisweilen, als wenn ihr das ganze Leben verleidet wäre. Dann steht sie auf, durchmiszt mit kurzen Schritten den engen Raum, sieht nach der Uhr und versucht wieder zu schlafen.

In Halle steigen zwei Damen zu ihr ein. Neugierig mustern sie die seitherige Inhaberin des Abtheils, die gar keine Notiz von

ihnen nimmt und ihren höflichen Gruß nur sehr kühl erwidert. Es ist ersichtlich, daß sie keine Anknüpfung wünscht. Flüsternd tauschen die neu Eingestiegenen ihre Bemerkung darüber aus. Dann bekümmern sie sich nicht weiter um die jetzt anscheinend Schummernde. Nur die hochelegante Reisetoylette der Fremden wird einer kritisch-bewundernden Musterung unterzogen, dann, nachdem auch dieser Fall erledigt, wenden sie sich ihren eigenen An-
gelegenheiten zu.

„Nein, liebste Lotte,“ so ruft die hübsche, frische Brünnetten, — „welche unverhoffte Freude, daß wir uns hier treffen! Wenn man sich so lange nicht gesehen hat! Und nun haben wir ein und eine halbe Stunde Zeit zum Schwätzen vor uns. So lange fahren wir doch bis Weimar? Ach, ich freu' mich zu sehr! Nun sag', wie geht's Deinem Mann und dem Kleinen?“

„Danke, Milly. Mein alter Brummbar befindet sich wohl, die Kinder auch. Baby ist ein süßes Geschöpf, das erste Mädchen nach den drei Buben. Meine Schwester besorgt die Kleinen und ermöglicht mir dadurch den Besuch bei Mama. Ich habe sie seit zwei Jahren nicht gesehen. Nun freue ich mich kindisch auf die Heimat. Wenn man so selten 'mal herauskommt! Denn im Winter mag ich meinen Mann nicht allein lassen, und im Sommer kann eine Landwirthsrau überhaupt nicht an Reisen denken. Aber nun sag' Milly, wo kommst Du her und wo willst Du hin? Und wie geht's bei Dir zu Hause?“

„Ich komme von der Hochzeit einer Kousine in der Magdeburger Gegend, liebes Herz, es war ein ganz reizendes Fest, und nun geht's über Weimar, wo mein verheirateter Bruder in Garnison steht, nach Hause. Gott, trotzdem ich so gern reise, sehne ich mich schon ordentlich nach Mann und Kindern.“

„Also, Du bist glücklich, Milly? wie mich das freut!“

„Sehr glücklich! Das heißt, natürlich, Sorgen hat man ja. Weißt Du, bei uns Beamten, da heißt's, sich nach der Decke strecken. Große Sprünge kann man nicht machen. Aber es thut schon gut. Papa schiebt immer etwas nach. Das Reisegeld hat er mir auch gespendet. Otto hätte mir's nicht geben können. Wir müssen recht sparen, um auszukommen. Gott, liebes Herz, wenn ich denke, damals in der Pension, da wußte man nichts von solchen Dingen, da lebte man sorglos in den Tag hinein, halb unbewußt. Na, das ist vorbei, das sorglose Dasein, aber schöner ist's jetzt doch. Einen lieben, braven Mann und gesunde Kinder — was will man mehr?“

„Du hast recht, Milly. Ich bin auch so zufrieden mit meinem Los. Hätt's freilich früher nicht gedacht. Dir ist's so gut gegangen, Deiner ersten Neigung folgen zu können. Mein lieber Brummbar war aber durchaus nicht meine erste Liebe; wenn ich aufrichtig sein soll, war's überhaupt mehr Familienabmachung, daß wir zusammen kamen. Meine erste Liebe, die —“

„Gehörte meinem Vetter Luz! Ach, wie Du den anschwärmtest, nein, so 'was!“

„Also Du weißt noch? Ja, damals glaubt' ich sicher, mein Zukünftiger müsse blondes Lockenhaar haben, und so treue blaue Augen, und so'n rothblonden Schnurrbart, wie Luz Hartmann. Na, und mein Brummbar hat schwarze Borsten und braune Augen und 'n mächtigen Vollbart, ganz struppig. Und erst hab' ich mich beinah' 'n bißchen vor ihm gefürchtet. Aber es lernt sich auch das Liebhaben. Ich bin so glücklich jetzt. Weißt Du, Milly, mit gutem Willen und dem nöthigen Pflichtgefühl kommt man zurecht im Leben und in der Ehe, auch ohne himmelstürmende Leidenschaft. Ich hab's an mir erfahren. Aber so ganz gleichgiltig wird einem der erste Schwarm niemals, deshalb möcht' ich doch hören, wie es Deinem Vetter eigentlich geht. Er hat's zwar nicht verdient, der Böhewicht, der mich armes Backfischchen mit meiner Anbetung gänzlich übersehen hat, aber ich wünsch' ihm doch alles Gute. Ist er verheiratet? Sag's nur getrost. Es macht mir keine Schmerzen mehr.“ Ueber das Gesicht der Angeredeten zieht ein Schatten.

„Ach ja, Lotte, er ist verheiratet, schon seit vier Jahren. Leider!“

„Leider? So ist er unglücklich?“

„Ich fürchte es. Sieh, er hat sich toll und blind in ein noch sehr junges, bildschönes Mädchen verliebt, ein geborenes Freifräulein v. Soden. Ich kenne sie nicht. Sie war ganz arm und hat den guten Luz wohl nur geheiratet, um versorgt zu sein. Das finde ich nun zwar nicht schön, aber es kommt ja so oft vor. Wir leben eben in einer ungeheuer praktischen Zeit. Ich will das also nicht zu hart beurtheilen. Aber daß sie nun, da sie einmal seine Frau ist, sich nicht bemüht, ihn glücklich zu machen, das tadle ich. Ich höre ja immer nur auf Umwegen davon. Aber was ich höre, macht mich sehr traurig. Ich hatt' den Luz immer so gern. Er ist solch' prächtiger Mensch! Seine Schwester, die ganz unglücklich ist über die Heirat des Bruders, berichtet mir bisweilen. Sieh, Luz ist so gebunden durch seinen Beruf — er nimmt alles so ernsthaft und meint, Reichthum entbindet nicht von der Verpflichtung, zu arbeiten. Es hängt ja auch so viel von seiner Thätigkeit ab, daß er wohl tüchtig auf dem Posten sein muß. Seine Frau möchte nun so recht ihren Neigungen leben; Reisen, Zerstreungen aller Art beansprucht sie. Und was ich so besonders häßlich finde, ist, daß sie ihr einziges Kind, ein Töchterchen, auch vernachlässigt. Sie überläßt es gänzlich der Bonne und lebt nur ihrem Vergnügen. Luz hat gar keine rechte Häuslichkeit. Und doch liebt er seine Frau leidenschaftlich. Sonst hätte er längst ein Ende gemacht. Ich begreife ihn nicht. Und eine solche Frau! Vom Geld ihres Mannes macht sie sich ein bequemes Leben, kleidet sie sich kostbar, macht sie große Reisen, treibt Sport aller Art und süßt nicht einmal die Verpflichtung, ihm dafür dankbar zu sein und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu bieten. Der arme Luz wär', glaub' ich, mit recht wenig zufrieden. Aber selbst das Wenige gewährt sie ihm nicht!“

„Ach wie traurig! Und sie hat doch ein Kind! Ich glaube, wenn ich selbst meinen guten Mann nicht so lieb hätte, wie ich ihn nun 'mal habe, die Kinder würden doch ein festes Band zwischen uns bilden und mir den rechten Weg zeigen.“

Wie leid thut mir der arme Luz! Und ist denn nichts zu bessern an diesem Verhältniß? Hat die junge Frau — ich meine — hat sie etwa andere —“

„Nein, das nicht — ich glaube nicht. Sie will wohl nur ihr Leben auf ihre Art genießen. Sie kann vielleicht gar nicht lieben. Sie hat wohl auch niemand, der ihr das alles einmal recht vorstellt. Sie ist mutterlos aufgewachsen, das mag schuld sein. Ich kenne sie, wie gesagt, nicht, und ich habe auch kein Verlangen danach, sie kennen zu lernen. Sagen möcht' ich ihr wohl 'mal, so recht von der Leber weg, was ich auf dem Herzen habe. Doch nun genug davon, wir haben ja noch so viel zu besprechen. Und an der Sache können wir alle leider nichts ändern. Sag', wie alt sind Deine Kinder? Und wie wohnt Ihr, und was habt Ihr für Verkehr? Ich möcht' alles wissen. Und die Zeit eilt —“

Vom hundertsten ins tausendste kommen die zwei jungen Frauen, während die Fremde immer noch mit geschlossenen Augen in ihrer Ecke sitzt, ohne sich zu rühren. Nur die Farbe auf ihrem schönen Gesicht hat unter dem feinen Schleier öfter gewechselt. Die eifrig Plaudernden achten nicht darauf. Sie sind zu sehr mit sich beschäftigt und finden nach echt weiblicher Weise stets neuen Stoff für ihre Mittheilungen. In Weimar angelangt verabschieden sie sich in herzlichster Weise. Trotzdem Verwandte die Angekommene in Empfang nehmen, winkt Frau Milly, so lange der Zug noch in Sicht ist, der Freundin lebhaft zu. Kurz darauf, in Erfurt, verläßt auch diese den Zug und Frau Meta Hartmann ist wieder allein. Tiefaufathmend, wie von unerträglichem Zwang befreit, springt sie auf. O Gott, die Dual dieser Stunde! Ihr Urtheil hat sie hören müssen aus Frauenmund, ihr Urtheil, nicht zu hart, nicht zu schroff. Nein, eher noch zu mild. Denn es ist so, es ist wahr. Sie, Meta v. Soden, das arme Freifräulein, hat wirklich nur um der Ver-

forgung willen den Gatten gewählt, hat nachher in trotzigem Eigensinn sich gegen ihn, dessen treffliche Eigenschaften sie anerkennen muß, aufgelehnt, weil er sein Leben nicht gänzlich ihren Wünschen anpaßte. Von seinen reichen Mitteln hat sie all' ihre Launen befriedigt. Ihrem Kind ist sie keine gute Mutter, ihrem Mann keine sorgende Gattin. Nur nach außen hat sie gestrebt, nach Vergnügungen und Zerstreuungen! Und wenn er sie gebeten hat, in seiner schlichten Weise, doch etwas mehr Rücksicht auf Mann und Kind zu nehmen, dann hat sie spöttisch die Achseln gezuckt. Und diese Reise jetzt! Gegen seinen ausgesprochenen Willen hat sie dieselbe angetreten, als sie die Laune anwandelte, ein paar Wochen mit bereits dort befindlichen Bekannten an den oberitalienischen Seen zu verleben. Nach kühlem Abschied ist sie abgereist. Mit Fremden wird sie nun lachen und scherzen, für Fremde wird sie sich schmücken und ihren Geist glänzen lassen, um nach Wochen unbefriedigt heimzukehren! Wie schon so oft. Aber muß das denn so sein?! Könnte nicht „mit gutem Willen und Pflichtgefühl“ von ihrer Seite alles anders sein? Es hat so hübsch geklungen, wie die junge Frau, die einst für Luz geschwärmt, das gesagt hat. Erst hat sie innerlich gespottet über die beiden Schwägerinnen und sich vorgenommen, niemals wieder im Frauenabtheil zu fahren. Was gingen sie die Männer und Kinder dieser Fremden an? Aber dann hat sie aufgehört, und jetzt segnet sie, trotz aller Beschämung, die Reisegenossinnen. Am Ende kann sie auch noch — mit gutem Willen und Pflichtgefühl nachholen, was sie versäumt hat. Am Ende ist das der Weg, die große Leere in ihrem Innern auszufüllen und drei Menschen glücklich zu machen, sich selbst, ihren Mann und das Kind?

Frau Meta Hartmann unterbricht ihre Reise in Dietendorf. Am späten Abend ist sie wieder in Berlin. Der Portier reißt die Augen auf, als er beim Deffnen die gnädige Frau erblickt. Auch das Stubenmädchen ist außerstande, ihre Ueberraschung zu verbergen. „Aber so was, nee, aber so was, die gnädige Frau! Soll ich dem gnädigen Herrn — er is zu Hause —?“

„Nein, nein, ich werde selbst —“ Und leisen Schrittes begiebt sich Frau Meta in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie tritt ein ohne anzuklopfen, unhörbar. Dort am Schreibtisch sitzt der Einsame, den Kopf müde in die Hand gestützt, eine Zeitung vor sich, in der er nicht liest.

Der jungen Frau steigt's heiß in die Augen, und zum erstenmal fühlt sie etwas in ihrem Herzen sich regen für ihren Gatten. „Luz, da bin ich wieder. Ich sehnte mich nach Dir und dem Kind — ich will versuchen — es soll alles anders werden —“

„Meta, Du — Du — Du kommst zurück, zu mir, zu unserm Kind — o — wie soll ich's Dir danken?“

„Indem Du mir verzeihst, was ich an Euch gesündigt, Luz. Ich habe viel gelernt heute. Es war eine gesegnete Reise, trotz ihrer kurzen Dauer. Und nun bleib' ich bei Dir, Luz, und bei der Kleinen, immer! Wenn Du mich noch ein bißchen lieb hast, und mir helfen willst, Luz, so können wir gewiß noch glücklich werden — —“

Ob er wollte!

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Telegraphenrathsel.

- Soldat.
- .. — schwacher Fisch.
- muntres Thier.
- .. — Möbelstück.
- Bedienstete.
- Vogel.
- .. — Vorname.

Die Striche und Punkte entsprechen den Buchstaben derjenigen Wörter, deren Bedeutung angegeben ist. Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnen die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang gelesen einen künstlerischen Beruf.

Bilderrathsel.



Arithmogr. ph.

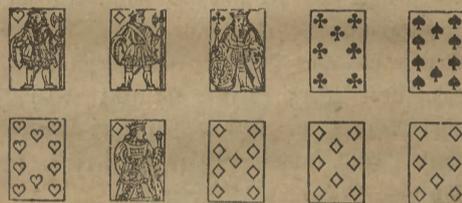
	1	2	3	4	2	5	6	2	7	Teil des Jahres.
3 2 4 2 7										2 6 2 7
6 2 2 7 2										5 2 2 7
3 7 2 1 1 2										6 7 2 1 4
										geographische Bezeichnung
										französische Hafenstadt.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Spieler in Vorhand, macht Wendespiel auf folgende Karte, da die beiden andern passen und er auf diese Karte keinen Ramsch wagen mag und ein Handspiel wegen der beiden blanken Zehnen auch nicht anständig ist.

c, dB, aK, 7; b10; c10; dK, 9, 8, 7.



Er wendet b7 und gewinnt das Spiel, obwohl er im Stat kein Aß gefunden. Die Gegner kommen bis 43. M hatte 38 Augen mehr in der Karte als H. Was lag noch im Stat? Wie sahen die Karten und wie ging das Spiel?

Lösung des Bilderrathsel:

Bange machen gilt nicht.

Lösung des Gleichklangs.

Der Kunde — die Kunde.

Lösung des Tauschrathsel.

Rock, Eier, Matte, Erbe, Harm, Marder, Wand, Neck, Raife, Rembrandt.

Lösung des Telegraphenrathsel.

Jorn macht blind (Zobel, Rüben, Mimma, Ochse, Taube, Linde).

Lösung des Silbentauschrathsel.

Eisen, Senfe, Bahnhof, Bejen, Amsel, Tegel. — Eisenbahnbeamte.

Lösung des Merkrathsel.

Male den Teufel nicht an die Wand.

Lösung der Skataufgabe.

M tournierte aA, fand noch dA und drückte aA und cK (= 15).

Kartenvertheilung:

B: b, cB, aD, 8; b10, K; cA, 9; dD, 7.

M: a7; bA, 9, 8, 7; c8, 7; dA, 10, 9.

H: a, dB, a10, K, 9; bD; c10, D; dK, 8.

Spiel:

Wie auch V anspielen mag, der Spieler macht auf bA einen Stich mit 18 und auf dA und d10 zwei Stiche mit 28, hat also mit dem Stat 61.

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Bod, R. F. Olga Freundlich, Martin Wall, Felix u. Fritz Hirsch, Walter Brückmann, Ludwig Grundmann, Irma Wagner, Stanislaus Musielewicz, Bromberg.